Schlechter Kaffee.

Unter den in Paris lebenden Aegyptern rief die Depesche aus Alexandrien vom 28. Juni, welche besagte, daß der Khedive an einem leichten Fieberanfall leide, viel Kopfschütteln und Unruhe hervor, während man in Europa durchaus nicht geneigt war, dieser Nachricht irgendwelche besondere Wichtigkeit beizulegen. Ein junger Pariser begegnete zu jener Zeit einem ihm bekannten älteren ägyptischen Kaufmann auf dem Boulevard; Beide tauschten einige Worte über die Vorgänge in Alexandrien aus und schließlich meinte der Franzose: „Nun, und Tewfik Pascha soll krank sein? Wie es heißt, hat er aber nur ein wenig Fieber, das hat weiter Nichts zu bedeuten."

Ernsthaft entgegnete der Sohn des Nillandes: „O, er muß wohl in Wirklichkeit sehr krank sein, sonst würde der Telegraph nicht erst über seinen Gesundheitszustand berichten."

„Ach, das ist jetzt nicht zum Verwundern, wo die öffentliche Aufmerksamkeit von ganz Europa auf Aegypten gerichtet ist und Jeder sich für den Khedive interessirt. Das Telegram ist auch durchaus nicht beunruhigend und spricht nur von einem leichten Unwohlsein."

„Möge es so sein, ich will es wünschen!"

„Sie scheinen besorgt?"

„Was wollen Sie, ich bin Araber, im Serail aufgewachsen und kenne alle Gefahren und Abwege desselben, und so fürchte ich denn, man hat Tewfik Pascha schlechten Kaffee zu trinken gegeben, obwohl dies jetzt selten vorkommt."

„Was meinen Sie mit schlechtem Kaffee? Ich hörte immer nur, daß man in Aegypten den besten Kaffee der Welt trinkt."

„O ja, er bekommt aber den Leuten nicht immer gut. Ich kann Ihnen davon erzählen, ich hörte viel darüber, denn er spielte eine Rolle in einem unheimlichen Drama, welches um 1832 meine Familie in tiefe Trauer versetzte. Es war unter der despotischen Regierung von Abbas Pascha, dem Enkel Mehemet Ali's, eines gefährlichen Tyrannen voll Mißtrauen und Gewaltthätigkeit, während dessen Herrschaft das Ertränken von Frauen im Nil und das Ermorden von Mameluken an der Tagesordnung war. Dieser hinterlistige Tyrann hatte zum Beispiel auch eine Einrichtung in Aegypten eingeführt, mit derer wunderbare Erfolge erzielte. Im Sudan, wo der blaue Nil in das ägyptische Gebiet einströmt, liegen in einem entsetzlichen Fieberland die Minen von Fazogl, das „heiße Sibirien"; dorthin verbannte er Alle, die ihm irgendwie im Wege waren. Schuldige und Unschuldige, mochten es nun Staatswürdenträger, Frauen, Mameluken oder Millionäre sein; auch die Helfershelfer seiner Schandthaten wurden zum Lohn dorthin gesandt, und kein Einziger von ihnen hat jemals Cairo wiedergesehen. Dieser Fürst hatte sich mit feilen Werkzeugen und fanatischen Anhängern umgeben, mit deren Hülfe er unumschränkt herrschte und denen er wiederum Alles durch die Finger sah. Ich hatte damals einen Oheim, einen Bruder meines Vaters, der es trotz seiner Jugend bereits bis zum Grade eines Bimbaschi oder Obersten in der Armee gebracht hatte, weil er ein äußerst talentvoller und befähigter Mann war; nebenbei zeichnete er sich auch durch seine Schönheit und kühne Abenteuerlust aus, fand großen Gefallen an den Haremsintriguen und bot den Dolchen der Eunuchen mit äußerster Sorglosigkeit Trotz.

„Eines Morgens brachten ihn vier Beberslaven zitternd vor Fieber in das Haus meines Vaters, nachdem sich Folgendes mit ihm zugetragen: Die schwarzen Augen einer Haremsschönen, welcher er mehrmals in der Schubra-Allee begegnet war, hatten es ihm angethan und die Dame war dem stattlichen Offizier auf halbem Wege entgegengekommen, indem sie ihn durch eine Sclavin benachrichtigen ließ, daß sie ihm ein Rendezvous bewilligen wolle. Er bestach den wachthabenden Eunuchen mit einer großen Summe und dieser führte ihn auch zu seiner Angebeteten, verrieth ihn dann aber doch an seinen Herrn, einen der Vertrauten des Vizekönigs, so daß derselbe meinem Oheim unvermuthet entgegentrat, als er den Harem verließ. Natürlich war er darauf gefaßt, daß der Bey seine Sclaven herbeirufen und ihn zur Rechenschaft ziehen oder auch sofort umbringen lassen würde; aber während er sich rüstete, sein Leben wenigstens so theuer als möglich zu verkaufen, schien Jener keinerlei Gewaltmaßregeln im Sinn zu führen, sondern begrüßte ihn mit Höflichkeit, indem er sagte:

„Du hast mein Herz nicht verwundet und das Geschöpf, welches mein Haus beschimpfte, verlohnt nicht, daß ich ihren Mitschuldigen strafe. Ich kenne Dich, Du bist ein tapferer Soldat und ich mache Dir die Sclavin zum Geschenk.

„Der Sitte gemäß brachte man Pfeifen und Kaffee herbei.

„Mein Oheim war zwar im höchsten Grade überrascht von dieser bei solchen Gelegenheiten wenig gebräuchlichen Milde, aber er zeigte äußerlich die größte Ruhe und Kaltblütigkeit, indem er voll heimlichen Mißtrauens beschloß, sehr auf seiner Hut zu sein. Indessen erforderte die gute Sitte, in der Höflichkeit nicht hinter seinem Wirth zurückzubleiben, er rauchte deshalb einige Züge aus seiner Pfeife, trank aus der dargereichten Tasse und dankte dem Bey für die bewiesene Großmuth; da fuhr er plötzlich in die Höhe, empfand einen furchtbaren, krampfhaften Schmerz im Magen und stürzte bewußtlos hin.

„Höhnisch lächelnd erhob sich der Bey und verließ das Salamalek. Mein armer Oheim hatte schlechten Kaffee getrunken! Die Eunuchen riefen die Beberslaven herbei, die uns den Unglücklichen zuführten.

„Acht volle Tage dauerte sein Todeskampf und er litt unsägliche Qualen, für die es keine Erleichterung gab. Endlich starb er und ließ uns voll Trauer, Haß und Rache zurück."

„Aber worin bestand denn dieser schlechte Kaffee? War Gift darin?"

„Nicht eigentlich Gift, was man so zu nennen pflegt, sondern eine Prise Diamantstaub, das Gift der Reichen; er durchbohrt und durchlöchert oder zerschneidet die Eingeweide, so daß die Menschen, welche davon genossen haben, unter den schrecklichsten Leiden unrettbar dem Tode verfallen sind. Sofort, nachdem dieses Gift in den Magen gelangt ist, beginnt es sein tödtliches Werk."

„Was verstehen Sie denn unter Diamantstaub?"

„Nichts Anderes, als jenes staubartig feine Pulver, das beim Schleifen der Diamanten abfällt. Zu jener Zeit, von der ich eben erzählte, pflegte man sich dasselbe aus den Diamantschleifereien in Amsterdam zu verschaffen, die Unze davon zum Preise von 5000 Francs, und alle vornehmen Familien besaßen einen kleinen Vorrath desselben, um sich gelegentlich von irgend einem Lästigen zu befreien, indem man in seinen Kaffee eine kleine Prise dieses völlig geschmack- und geruchlosen Pülverchens schüttete. Seit der Regierung von Said Pascha kam indessen diese bequeme Methode ab, da er solche Vorfälle streng zu untersuchen pflegte, und nur ausnahmsweise hört man von Familiengeschichten munkeln, wo sie noch angewendet werden soll. Abbas Pascha, der so gefällig die Augen schloß bei den Verbrechen seiner Anhänger und Vertrauten, starb zwar nicht an solchem schlechtem Kaffee, wie er wohl verdient hätte, aber endete doch durch Meuchelmord. Ein Mameluke soll dem modernen Pharao, während er schlief, den Dolch in den Leib gerannt haben; wenigstens fand man Abbas mit der Mordwaffe in der Brust im Juli 1854 auf einem Divan ausgestreckt, in seinem herrlichen Wüstenschloß unweit von Benhael-Asl."

„Da Sie selbst bestätigen, daß diese barbarische Gewohnheit außer Gebrauch gekommen ist, so sind Ihre Befürchtungen jedenfalls unbegründet."

„Wer weiß! Die Sache ist so einfach und leicht; ich kann mich der Scheu vor dem schlechten Kaffee nicht erwehren, deßhalb verließ ich auch lieber Aegypten, obwohl dort der beste Kaffee der Welt wächst."

Aphorismen.

(Aus dem französischen. Deutsch von Adl. Heyner.)

Potiphar und Joseph.

Madame Potiphar ist allerdings keine rühmenswerthe Erscheinung, und zwar nicht gerade wegen ihrer Neigung zu Joseph, sondern wegen ihrer nichtswürdigen Verleumdung desselben, er habe ihr Gewalt anthun wollen, während doch umgekehrt der arme Junge nur mit knapper Noth sich ihrer Aufdringlichkeit erwehren, und nur mit Zurücklassung seines Rockes in ihren Händen sich von ihr loswinden konnte. Aber dieser „keusche Joseph" ist gleichwohl die lächerlichste Personnage von einem jungen Mann, die man sich denken kann. Sie umarmt ihn und er reißt sich von der schönen Sünde gewaltsam los und läuft davon, anstatt sich vorläufig bei der Dame wenigstens mit einigen nicht unerlaubten Galanterien abzufinden. Wohlgemerkt, ich sage nicht, daß er der Sünderin hätte willfahren sollen, ich muthe ihm nicht zu, zum Verräther und Ehebrecher an seinem Principal zu werden, — aber er durfte nicht die rasend Verliebte in den Tod beleidigen. Daß eine Frau, deren Liebesantrag in für sie so beschämender Weise abgewiesen wird, den Mann dann glühend hassen muß, das ist klar; man darf sich also eigentlich gar nicht wundern, daß Madame später den Spieß umkehrte und — mit dem Beweismaterial des zurückgelassenen Rockes in der Hand — den Herrn Joseph des gewaltsamen Verführungsversuchs beschuldigte: „Als ich um Hilfe schrie, floh er, unter Zurücklassung seines Rockes."

Ich habe mit diesem dummen Joseph kein Mitleid. Wer der Ehebrecherin fern steht, dem mag ein Gefühl der Geringschätzung gegen sie gestattet sein — so er sich selber für rein und zweifelsohne halten darf; wie es dem Gehörnten selber nicht verargt werden kann, wenn er, ob der ihm angethanen Schmach, seinem Haß und Rachedurst durch einen Akt der Lynchjustiz Befriedigung verschafft; aber der Mann, der die — wenn auch schuldlose — Ursache jener unglücklichen Leidenschaft ist, hat die Pflicht, mit schonender Theilnahme die Wunde der Leidenden zu heilen zu versuchen, anstatt ihr das Verbrechermal aufzudrücken.

Mag auch alle Welt ihr zürnen, Joseph muß ihr „viel vergeben", weil sie ihn „viel geliebt".

Eifersucht.

Eifersüchtige glauben gewöhnlich den Grund ihrer Eifersucht in der Genußsucht, dem Egoismus, der Eitelkeit der andern Ehehälfte zu finden. In der That aber liegt der Grund in dem Schwäche- und dem Mangelhaftigkeitsbewußtsein der Eifersüchtigen selber. Er sagt sich: „Ich sehe ein, daß ich meiner Ehehälfte nicht genüge; ich empfinde es, daß sie nach dieser oder jener Richtung hin höhere Ansprüche zu stellen berechtigt ist." Durch dieses Bewußtsein wird man eifersüchtig, wenn auch zeitweilig zu Unrecht, da es viele Menschen giebt, welche mit dem ihnen vorgesetzten Butterbrode zufrieden sind, auch wenn sie ohne Schwierigkeiten Leckerbissen erlangen könnten, — vorausgesetzt, daß das Brod nicht klebrig und die Butter nicht ranzig ist, d. h. daß das Butterbrod gut ist. So ist auch Güte in der Ehe das sicherste Mittel zur Erhaltung der Treue, selbst da, wo die Ehe des fesselnden Zaubers der Liebe entbehrt.

Ueber Tactlosigkeit.

Es gibt eine Art von Uebelthätern auf der Welt, die weder gegen das bürgerliche noch gegen das Moralgesetz verstoßen und dabei doch zuweilen mehr Unheil anrichten, als zehn Missethäter zusammen es vermögen; es sind dies die tactlosen Menschen, bei denen man die Grenze zwischen Dummheit und Bosheit so selten finden kann und die es sich daher gefallen lassen müssen, ihre Handlungsweise bisweilen fälschlich nach der letzteren Seite hin beurtheilt zu sehen, während sie nur ein Ausfluß ihrer mangelnden Einsicht war. Es kommt vor, daß liebe Bekannte, intime Freunde, sogar nahe Verwandte durch eine bloße „Taktlosigkeit" sich tödtlich verletzen, auf Jahre hinaus, wenn nicht gar auf Lebenszeit von einander getrennt werden und einen Groll gegen einander hegen, der — wenn man sich gegeneinander an der Ehre oder an Geld u. Gut oder gar am Leben vergriffen hätte — auch nicht schlimmer sein könnte. Nicht blos eine direct geringschätzende Behandlung durch Wort und Geberde oder eine offenbare Hintansetzung im geselligen Verkehr, schon der blose Mangel an Aufmerksamkeit, die der Eine vom Andern erwarten zu dürfen glaubt, eine Gleichgiltigkeit gegen unsere höchsteigene Person oder gar ein wenig Nonchalance in der Aufnahme, Begrüßung und Verabschiedung, kurzum das Nichtbeobachten irgend einer Umgangsform, das durchaus nicht mit Verletzung des Anstands identisch zu sein braucht, kann unter anständigen und vernünftigen Leuten eine alte Freundschaft vollständig auseinandersprengen, beziehendlich in die ausgesprochenste Feindschaft verwandeln.

Noch merkwürdiger gestaltet sich die Sache, wenn wir sehen, wie Leute, deren Sinn für Moral und Gerechtigkeit sich sonst bei jeder Gelegenheit offenbart, ein gegen sie verübtes Unrecht, ein positives Vergehen viel leichter amnestiren, als eine bloße Taktlosigkeit.

In dieser Schwierigkeit scheint mir aber auch zugleich die Lösung unseres psychologischen Räthsels zu liegen.

Dem Verbrecher gegenüber stehen wir ausgerüstet mit der Macht des Gesetzes und der Strafe, zum Mindesten mit dem Bewußtsein des sittlichen Stärkegefühls, das unserem Auge entschädigende Blicke der Verachtung auf den Elenden zu werfen gestattet; mit einem Wort, wir sind im Stande — oder wähnen es wenigstens — uns thatsächliche oder mindestens moralische Genugthuung zu verschaffen; das erleichtert uns, das Unrecht zu ertragen, beziehendlich dem Missethäter zu vergeben. Anders aber steht es mit dem Tactlosen. Ihm gegenüber sind wir machtlos. Wir können ihn weder bei weltlichen noch bei einer geistigen Macht belangen, denn er hat weder das Gesetz noch die Moral verletzt, indem er uns minder freundlich ansah, als wir es erwarteten. Wir müssen also schweigen und schweigen meistentheils gern darüber, weil wir durch Verbreitung des Geschehenen unser Ansehen noch mehr zu schädigen fürchten. Weil wir also keine Genugthuung für diese Art von (wirklicher oder angeblicher) Beleidigung erlangen können und in der Regel auch gar nicht berechtigt sind, sie zu verlangen, da der Fall zu subtil, die Schuld des Andern auf zu schwachen Momenten ruht, — aus diesem Grunde sind wir über erlittene Taktlosigkeiten so empört, als ob es uns an's Leben gegangen wäre. Nur die Wuth über unsere Machtlosigkeit gegen den vermeintlichen Gegner ist es, die uns in solchen Fällen so anhaltend und doch so unnütz verbittert.

Verschiedene Folgen verschmähter Liebe bei Mann und Frau.

Die meisten Frauen reden sich ein, daß so selbstlos, wie sie, der Mann gar nicht lieben könne. Und doch spricht eine häufig vorkommende Erscheinung gerade für das Gegentheil: ich meine die Art und Weise, wie sich die verschmähte Liebe beim Mann ganz anders äußere, als bei der Frau. Man findet nämlich sehr häufig, daß Männer für die Kinder ihrer ehemaligen Jugendgeliebten die innigste Zuneigung besitzen und in denselben gleichsam das erwünschte Object sehen, dem sie den so lange verstopften Strom ihres Herzens zuführen können. Nicht „diesen Kuß der ganzen Welt", sondern — „Deiner Mutter", das ist der Grundgedanke, der den Mann beseelt, dessen Hand oder Mund die frischen Wangen der Kleinen berührt, an denen er sich so herzlich freut und nur bedauert, daß es nicht seine Kinder sind. — Frauen dagegen pflegen umgekehrt ihren Haß gegen die Nebenbuhlerin auf die unschuldigen Sprößlinge des abtrünnigen Geliebten zu übertragen, und zwar nimmt dieser Haß ebenso zu mit den Jahren der Kinder, wie die Zuneigung des Mannes für die seiner Dulcinea.

Die Rache des Gerechten.

Wir haben (im Französischen) ein Sprichwort: „Hoch sollen unsere Freunde leben — die Feinde!" Dieser Satz hat einen wohlberechtigten Sinn. Ein ehrloser Feind, den wir zu strafen uns vornehmen und durch dessen Niederlage wir zu erneuter oder erhöhter Glorie zu gelangen hoffen, wird, wenn dieser Erfolg eintritt, dadurch zu guterletzt gewissermaßen unser Freund und Wohlthäter; entwischt er uns aber vorher durch den Tod, so geschieht uns der ärgste Possen, den uns ein Feind nur anthun kann. Aus dem Grunde wünschen wir dem ehrlosen Feind nicht den Tod, sondern, wie uns selber, recht langes Leben, damit er sich um die Früchte seiner That gebracht und das Gegentheil dessen erreicht sehe, was er bezweckte, statt unseres Unglücks unser Glück. Die Rache des Gerechten besteht also nicht darin, den Feind unglücklich zu sehen, sondern ihn unser Glück sehen zu lassen, ihm durch den beschämenden Anblick desselben zu Gemüth zu führen, daß seine Hoffnungen, Pläne und Absichten gegen uns vereitelt sind. Das ist Alles, und diese Strafe ist, glaube ich, für den Feind ungleich schlimmer, als wenn ihn selbst das Unglück ereilte, das er uns zugedacht. Ich gehe sogar noch weiter und sage: wir wollen unsern Feind darum nicht unglücklich wissen, weil wir sonst Mitleid mit ihm fühlen und aus Mitleid unsere gerechte Rache für quittirt erklären müßten.

Sein Unglück also — weit entfernt davon, uns irgendwie zu nützen — schadet uns nur, indem es uns, wenn wir mit dem Unglücklichen Mitleid fühlen, ganz oder theilweis um die Freude unseres Sieges bringt. Nicht einen gefallenen Feind wollen wir, als Sieger, vor uns haben, sondern einen noch lebensfähigen, der vor unsern Augen die Waffen streckt. Darin liegt die Krone des Sieges, und die Freude über denselben wird dadurch erhöht, daß wir den entwaffneten Feind nicht tödten, sondern leben lassen. Das ist die Rache des Gerechten: er will sich seines Sieges freuen und seine Freude nicht getrübt sehen durch das Unglück des Feindes. „Vivent nos amis — nos ennemis!"

Der ursprüngliche Stoff zum „Trompeter von Säckingen".

Scheffels anmuthige Novelle in Versen von Jung Werner und seinem Lieb hat sich seit vielen Jahrzehnten so zahllose Freunde und Freundinnen erworben, daß es wohl statthaft erscheint, ihr gegenüber eine jener kleinen Untersuchungen anzustellen, wie man sie sonst für Werke der tiefsinnigen Poesie in Bereitschaft hält. Ein Mitarbeiter des „Berner Bund" macht über den Stoff der Dichtung interessante Mittheilungen, die er kürzlich bei einem Besuche in Säckingen aus dem Munde dortiger Bürger erfahren hat. Werner Kirchhofer, ein Bürgerssohn aus Säckingen und in edler Musika bewanderert, musizirte mit seinen Genossen öfter im Schlosse des Freiherrn, der als Musikliebhaber sich so eine Art Hofkapelle errichtet hatte. Des Freiherrn einziges Töchterlein fand Wohlgefallen an dem schmuken jungen Manne und bezeigte ein solches in mancher Weise, und da auch Werner für solche Huld nicht unempfindlich war, so entspann sich ein inniges Verhältniß zwischen Beiden, bis eines Tages der gestrenge Freiherr solches inne ward, Werner das fernere Betreten des Schlosses verbot und das Töchterchen in strenge Obhut nahm und sie als Hofsträulein nach Wien zu bringen beschloß. Werner, nun des Umgangs mit der Geliebten beraubt, fühlte sich nicht mehr behaglich in der Waldstadt Mauern und beschloß, im Wandern in die weite Welt Trost in der Liebe Leid zu suchen. Zuvor aber wollte er sie, die ihm über Alles lieb, nochmals sehen, und trotz der väterlichen Ueberwachung ward eine Zusammenkunft ermöglicht, auf Augenblicke zwar nur, aber doch lange genug, daß Margaretha Werner von dem Plane ihres Vaters, sie nach Wien zu bringen, Kenntniß geben konnte und ihn dadurch bestimmte, sich ebenfalls dahin zu wenden. Aber wie sich wiederfinden in der fremden, großen Stadt? Doch auch dafür wußte die Liebe Rath. Margaretha's Namenszug, von ihr am Kirchenthor geschrieben, sollte das Zeichen und Mittel des Wiederfindens werden. Sie gelobten sich auf's Neue Liebe und Treue und schieden mit dem Troste und der Hoffnung auf bessere Zukunft. Werner zog nun von hinnen und schloß sich, da er selbst mit irdischen Glücksgütern gesegnet war, einer Musikbande an, mit welcher er des heiligen römischen Reiches Gauen durchzog, bis er schließlich zur Kaiserstadt an der schönen blauen Donau gelangte. Hier schien ihm wieder ein besserer Stern aufzugehen, seine musikalischen Talente erregten Aufmerksamkeit; er hatte Gelegenheit, sich in solchen weiter auszubilden und ward Hof- und Domkapellmeister. Da erblickte er eines Tages am Portal des Domes Margaretha's Namenszug, der ihm Kunde gab, daß die Geliebte in der Nähe weile und seiner noch in Lieb und Treue gedenke, wie er auch sie noch immer tief im Herzen trug. In seiner Aufregung vermochte er mit Mühe nur, seiner Pflicht als Domkapellmeister zu genügen, und kaum war der Gottesdienst beendet, als er beim Portale aufstellte, um sie nach so langer Trennung wenigstens wieder einmal zu sehen. Da öffneten sich des Domes hohe Pforten, der kaiserliche Hof trat heraus und in der Hofsträulein Reihen befand sich Margaretha. Diese Werner erblickend, sank vor freudigem Schrecken in Ohnmacht. Diese plötzliche Ohnmacht erregte das Aufsehen des kaiserlichen Gefolges, auch der Hof wurde aufmerksam und der Kaiser selbst erkundigte sich aufs Angelegentlichste über den Vorfall. Da bekannte Margaretha die Ursache, sie wie Werner gewannen des Kaisers besondere Gunst, so daß er den Letztern in Adelsstand erhob und der Beiden Verbindung vermittelte. Auch der alte Freiherr, dem das einsame Leben in seinem Schlosse am Rhein längst zuwider, ward nun zufrieden und hieß Beide bei ihrer Heimkunft froh willkommen.

Ein religiös-philosophisches Fest in China.

Aus China sendet ein Correspondent die Beschreibung der religiösen Festlichkeiten, welche zu Ehren Confucius abgehalten werden. Am Vortage des Festes werden ein Ochs, neun Hammel und neun Schweine in feierlicher Procession in den Tempel geführt. Der Zug, der sie begleitet, besteht aus Mandarinen, Musikern und Bannerträgern, Alle im Galagewande. Am nächsten Tage werden diese Thiere, welche den Manen des Confucius als Opfer zugedacht sind, im nächstgelegenen Schlachthause geschlachtet. Die der Haut entblößten Körper werden dann auf die Altäre niedergelegt, und zwar das Rind der Gedenktafel des Confucius gegenüber, die anderen Thiere vis-a-vis den Gedenktafeln seiner vorzüglichsten Schüler und seiner Verwandten. Außerdem werden dem großen Weisen noch Opfer, bestehend in 30 verschiedenen Sorten Obst, Blumen, Kuchen und 17 Rollen weißer Seide gespendet. 3 Töpfe mit Weihrauch, 2 Flaschen Wein und 80 Trinkgeschirre werden ebenfalls auf Tische gestellt. Fünf dieser Trinkschalen werden als besonders heilig betrachtet. Sie sind aus Kupfer von 6—7 Zoll Höhe, stehen auf 3 Füßen, haben 2 Henkel und zeigen an den Seiten Basreliefs, welche den fabelhaften Vierfüßler vorstellen, den die Chinesen Ke-lin nennen. 74 Musiker begleiten oder bemühen sich wenigstens, mit ihren Wind- Saiten- und Schlag-Instrumenten die beiden Hymnen zu begleiten, die unveränderlich bei derartigen Festen gesungen werden. Nach Absingung dieser Hymnen, nachdem sich die Officianten ein letztes Mal zur Erde geneigt haben, stellt sich ein Herold vor den Altar, kniet nieder und recitirt ein Gebet, welches in rothen Lettern auf gelbes Papier geschrieben ist. Dasselbe lautet: „An diesem Tage bieten wir im Namen des Kaisers ein Opfer dem Philosophen Kung, dem alten Weisen, dem vollkommenen Meister. Oh, Meister, gleich an Tugenden dem Himmel und der Erde, dessen Wissenschaft die Vergangenheit und die Gegenwart umfaßt, der Du uns die sechs Bücher hinterlassen und Deine Lehre allen Generationen übermittelt hast, jetzt in diesem zweiten Frühlingsmonate bringen wir Dir, in ehrerbietigster Beobachtung des alten Statuts, mit Thieren, Seide und Früchten ein Opfer dar. Mit Dir sind in unseren Gedanken verknüpft der Philosoph Yen, Dein Vorbild, der Philosoph Tseng, der Verbreiter Deiner Lehre, der Philosoph Tsze-Sze, Dein Nachfolger, und der Philosoph Nang, Dein Gehilfe. Mögest Du unsere Opfer genießen!" — Nachdem das geschriebene Gebet auf einen Feuerheerd geworfen worden, zieht sich Alles zurück, und die Ceremonie ist beendet.

Ein Andersonsches Märchen.

Der egyptische Korrespondent des „Newyork Herald", John Anderson, theilt seinem Blatte mit, daß Arabi Pascha ein — Franzose sei. Dieser Sensationsnachricht fügt er eine „aus sichersten Quellen geschöpfte" Biographie des egyptischen Rebellen bei. Arabi Pascha, so schreibt Anderson, ist so wenig Egypier als Sie und ich. (No more Egyptian than You and I.) Er ist Franzose von Geburt und heißt mit seinem wahren Namen Athenase Lambresencq. Sein Heimathsort ist Saint Flour (Cantal). Im Alter von achtzehn Jahren verließ der kräftige Bursche sein Vaterstädtchen und zog mit einer Seiltänzer-Gesellschaft im Lande umher. In einer Stadt des Languedoc entführte der junge „Herkules" die Frau des Unterpräfekten und hauste mit ihr 16 Monate lang in einem Walde nahe bei Montauben. Während dieser Zeit lebte er ausschließlich von Wurzeln und Kräutern. Da diese vegetarianische Lebensweise, ihn mit einem tiefen Widerwillen gegen die Menschheit erfüllte (?), heirathete er die Tochter eines Eisenhändlers und etablirte sich gleichfalls als Eisenhändler in Neussargues (Cantal), woselbst er mehrere Jahre lang sein Gewerbe ausübte. Leider war um jene Zeit die Leidenschaft des Harzardspieles in ihm erwacht, und allnächtlich verspielte er am Spieltische den Verdienst des Tages. Ein Falliment war die Folge dieser unseligen Leidenschaft. Er entfloh nach Egypten und trieb sich mehrere Jahre als Bärentreiber, Eselführer, Condukteur, Friseur, Koch und Zuckerbäcker im Lande umher. In dem letzten Metier gelang es ihm, sich eine besondere Kunstfertigkeit anzueignen, und die Törtchen, welche er in den Straßen von Kairo feilbieten ließ, waren eine ungemein stark begehrte Gourmandise. Zu den Kunden Aarabis, denn diesen Spitznamen hatte man ihm beigelegt, gehörte auch der Kriegsminister Baudrucher Effendi, welcher den geschickten Pastetenbäcker so lieb gewonnen, daß er ihn in seine Dienste nahm. Während einer fünfzehnjährigen Dienstzeit im Hause des Ministers verstand es Aarabi, sich bis zum Geheimen Sekretär Baudruchar Effendis anfzuschwingen. Aarabi machte dem Minister sehr glückliche Vorschläge betreffs der Reorganisation des egyptischen Heeres, welche thatsächlich ausgeführt wurden. Doch bei aller Dienstfertigkeit und höflicher Geschmeidigkeit blieb Aarabi ein enragirter Republikaner, und eine egyptische Republik schwebte ihm stets als Ideal vor .... Was mag wohl an dieser Geschichte Wahrheit, was Dichtung sein?

Mystification.

Folgendes Stücklein von einem, einem Wiener Arzte gespielten Possen wird erzählt: Der Herr Doctor ist gewohnt, eine hübsche Anzahl „Leidtragender" täglich bei sich zu sehen. Man denke sich das Erstaunen des Herrn Doctors, der vor Kurzem einige Tage hinter einander die traurige Bemerkung machte, daß zu den festgesetzten Ordinationsstunden sich keine Seele sehen lasse. Was ist denn geschehen? Ist die Welt wirklich auf einmal aller irdischen Leiden ledig geworden? Sind jene sogar geheilt, deren Heilung er erst nach Wochen berechnet und erwartet hat? Wo ist die „häusliche Praxis" hingekommen und zwar mit einem Male? Was das nur sein mag?

Da erhielt er folgendes Briefchen mit einer Drei-Kreuzer-Marke: „Geehrter Herr Doctor! Darf man vielleicht brieflich erfahren, wann Sie ordiniren? Alle Herren Aerzte haben auf ihren Tafeln die Stunde verzeichnet, wann sie ordiniren. Aber Sie, wann sind Sie denn eigentlich zu sprechen, wenn laut der Bekanntmachung Ihres Schildes täglich von „10—2 Uhr Vormittags" und von „3—5 Uhr Nachmittags" Ihre Speisestunden sind. Es würde mich freuen, dies zu erfahren, damit ich Sie befragen könnte in Betreff meines Magenleidens, um sodann auch zu dem Appetit zu gelangen, der mir jetzt fehlt und mittelst dessen man, wie Sie, Herr Doctor, von 10 bis 2 und von 3 bis 5 Uhr zu diniren vermag. Mit großer Achtung vor solchem Appetit verbleibe ich ganz ergebenst ...." (folgt der Name einer Dame). Der Herr Doctor stand verblüfft vor dem Briefe. Er eilte rasch auf die Straße und besah sein Schild. Träumte oder wachte er? Auf dem Schilde stand in der That Folgendes zu lesen: „Dr. med. .... dinirt täglich von 10 bis 2 und von 3 bis 5 Uhr." Jetzt war die Theilnahmslosigkeit der Patienten an den Ordinationsstunden des sonst so zufriedenen Doctors, die ihn in den letzten Tagen so pikirte, aufgeklärt! Jemand, natürlich ein „guter Freund", hatte sich den Spaß gemacht, nächtlicherweile auf dem Schilde des Herrn Doctors vor dem Worte ordinirt die Silbe „or" wegkratzen zu lassen.

— Als ein französischer Gesandter einst gegen den Kaiser Paul von Rußland erwähnte, daß ein wichtiger Mann seines Reiches sich für eine Sache interessire, da fiel ihm der Kaiser streng in die Rede, mit den merkwürdigen Worten: „Es giebt in diesem Reiche keinen wichtigen Mann, außer demjenigen, mit welchem Ich eben spreche und nur so lange Ich mit ihm spreche, ist er wichtig."

Selbstgefühl.

Fritzchen (beim sonntäglichen Familienspaziergang): Komm, Papa, wir Männer gehen voran!

Was ist ein Weib?

Der Philosoph:

Ein Weib ist Nichts. Der hohe Weltenmeister
Gab ja der Seele kein Geschlecht;
Hier gilt die Kraft; allein im Reich der Geister
Hat nur die höchste Weisheit Recht.
Des Körpers zweifelhafte Schranken
Zerfließen vor des Denkers Hauch.
Der Menschheit wahres Wesen sind Gedanken:
Ein Weib ist nur ein Sprachgebrauch.

Der Jurist:

Was ist ein Weib? Vor altersgrauen Jahren
Schien sie des Mannes erste Sklavin nur.
Doch milder ward die Sitte der Barbaren,
Und mit der Gattin hob sich die Cultur.
Veredelnd stieg ihr Anseh'n im Gewichte;
Jetzt pflegt die uxor völlig gleich zu steh'n.
Am besten stimmt's zum Geist der Rechtsgeschichte,
Als Compagnon sie anzuseh'n.

Der Naturforscher:

Es nimmt das Weib in uns'rem Thiersysteme
Den ersten Platz als homo sapiens ein. —
Die Hirnfunktionen bieten hier Probleme,
Die selbst für Vogt und Moleschott zu fein.
Unausgewachsen heißt es „Mädel";
So weit man Virchow glauben kann.
Ist bei dem Weib der Durchschnittsschädel
Entschieden flacher, als beim Mann.

Der pietistische Theologe:

Was ist ein Weib? Die Freude der Verlor'nen,
Die Schlange an des Sünders Brust;
Ein Abgrund längs dem Pfade der Exkor'nen,
Verkörperung verworf'ner Lust!
Von ihren buhlerischen Lippen
Fließt süß des Weltsinns tödtlich Gift.
Heil uns, daß wir aus diesen Höllenklippen
In Gottes Hafen eingeschifft!

Der Mathematiker:

Das Weib ist eine Reihe sonder Gleichen,
Denn sie nimmt ab, je mehr die Zeit addirt.
Nur eine Größe sucht sie zu erreichen,
Bei der ihr Werth nicht selten sich quadrirt.
Ja, sie ist X mit negativem Zeichen,
Das nach dem positiven Gatten spürt —
Und hat sie's zur Verbindung dann gebracht,
Wird Er von Ihr zur Null gemacht.

Der Pessimist:

Was ist ein Weib? Verkündet's unverhohlen,
Ihr, die Ihr in der Ehe Trost gesucht,
Und schnöde um des Lebens Glück bestohlen,
Dem Weibe tausendmal geflucht!
Da stöhnen sie ungezählten Schaaren,
Gequält, geschunden, wegesmüd' und krank;
O möge mich des Himmels Gunst bewahren:
Ein Weib ist eine Folterbank.

Der Liebende:

Was ist ein Weib? Ein Kranz von Gott geweiht,
Der nur des Siegers Stirn umkränze;
Die heil'ge Lampe, die im Tempel glänze,
Wo Liebe ihr die rechte Gluth verleiht;
Im Lebenssturm der Seele stilles Glück,
Der reichste Traum, der dieser Welt beschieden;
Sie giebt der Brust den längstvergess'nen Frieden,
Und das verlor'ne Paradies zurück.

— Gelehrten Zerstreutheit. Der Geheime Rath R. in Göttingen litt arg an Zerstreutheit. Einst war er beim Hofrath X. zum Abendessen. Die Zeit des Aufbruchs war für die Gäste gekommen, und allgemein verabschiedete man sich von der gastfreundlichen Familie. Leider regnete es was vom Himmel herunter wollte, und unglücklicherweise hatte sich unser alter Geheimrath weder mit Ueberrock noch mit Schirm versehen. Die liebenswürdige Frau Hofräthin ließ es sich daher nicht nehmen, sich von dem alten Herrn die Ehre auszubitten, sein Nachtquartier in ihrem Hause aufzuschlagen, welches Anerbieten vom Geheimrath um so lieber angenommen wurde, als dessen Wohnung volle 25 Minuten entfernt lag, und der Weg dahin bei solchem Wetter fast grundlos war. Während des Abschiednehmens verschwand mit einem Male der Geheimrath. Alles suchte; Viertelstunde um Viertelstunde verrann, ohne daß der Gastfreund zum Vorschein gekommen wäre. Die Erwartung der hofräthlichen Familie steigerte sich zur bangen Furcht; konnte doch dem alten Herrn irgend ein Unfall zugestoßen sein!! — Da plötzlich nach langer Pause öffnet sich die Thür des Salons, und herein tritt pudelnaß der Langvermißte mit einem Packete unter dem Arm. „Gott sei's gedankt, daß Sie da sind, verehrter Herr Geheimrath!" bewillkommte ihn die Hofräthin. „Wo in aller Welt haben Sie so lange gesteckt?" — Der Geheimrath lächelte erst geheimnißvoll und redete dann schmunzelnd: „Frau Hofräthin hatten die Gewogenheit, mich zum Uebernachten einzuladen; ich habe mich deswegen beeilt, von meiner Wohnung die nöthigen Nachtkleider herbeizuholen!" .... Große Heiterkeit erfolgte dieser Erklärung.

— „Meine Frau spricht dreimal täglich mindestens die Wahrheit," sagte ein lustiger alter Herr, „Morgens früh, wenn sie sagt: „Ach schon aufstehen, ich habe noch gar keine Lust dazu", beim Frühstück: „So, nun muß ich wohl an meine Arbeit gehen, aber ich habe noch gar keine Lust dazu", und Abends, wenn sie sich schlafen legt: „Nun bin ich doch den ganzen Tag herumgelaufen und habe nichts gethan."

Freu Dich, Aegypten!

Freu' Dich, Aegypten! Endlich ist gebrochen
Der Knechtschaft Bann, vorbei ist Deine Pein;
Das große Wort, das Gladstone hat gesprochen,
Heißt: Frei und glücklich soll Aegypten sein!

Nicht zu erobern ist John Bull gekommen —
Erfahrt es Alle, die ihr's noch nicht wißt!
Nach Allem